Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 16 (1940-1941)

Heft: 28

Artikel: Im Dienste der Heimat

Autor: Mattes, Eugen

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-712336

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kameradschaft

Von einem sehr geschätzten Offizier erhalten wir nachstehende beherzigenswerte Ausführungen, die richtunggebend sein sollten für alle Wehrmänner, die auch im Wehrkleid politische Erörterungen glauben pflegen zu müssen. *Red.*

Wenn Soldaten von Kameradschaft sprechen, so denken sie dabei oft in erster Linie an die Geselligkeit nach dem Hauptverlesen. Man freut sich schon während des ganzen Tages auf die Stunden am Abend, wo man gemütlich beisammen sitzt, singt, spielt und sich gegenseitig durch Gespräche erheitert. Man spricht von einem «schönen Dienst», wenn eben diese Art der Kameradschaft ausgiebig zu ihrem Rechte gekommen ist und man behält sich jene Tage im Wehrkleid in besonders lebhafter Erinnerung, an denen neben dem Einerlei oder Vielerlei des Dienstbetriebes etwas «los» war. Nicht selten werden dann auch jene für die besten Kameraden gehalten, die immer ein Scherzwort auf den Lippen haben, die Betrieb zu machen verstehen, die immer dabei sind, wenn etwas in Szene gesetzt werden soll.

Ich bin der letzte, der diese gemütlichen und gemütvollen Stunden im Soldatenleben missen möchte. Im Gegenteil, ich selber denke mit größter Freude und innerer Dankbarkeit an die ungezählten Erlebnisse zurück, die diese Art der Kameradschaft auch mir während meiner Militärdienstzeit je und je vermittelt hat. Aber es geht mir heute um mehr. Ich weiß, daß mit der geselligen Seite die wahre und echte Kameradschaft keineswegs erschöpft ist. Wahre Kameradschaft geht tiefer, sie stellt weit höhere Anforderungen an jeden einzelnen von uns als das, was feuchtfröhliche Gesellen gemeinhin unter ihr verstehen. Kameradschaft heißt Treue. Dem Kameraden vertraue ich, und ich glaube an ihn. Ohne männliche Offenheit ist Kameradschaft undenkbar. Wer über einen Kameraden hinten herum spricht, der handelt unehrenhaft und fällt der Verachtung anheim. Kameradschaft muß sich vor allem dann bewähren, wenn einer einmal etwas tut, was dem andern vielleicht absonderlich oder gar unverständlich erscheinen mag. So erleben wir es heute, daß bei der Truppe, mehr als dies in früheren Zeiten je der Fall war, die politischen Ansichten und Meinungen oft weit auseinander gehen und bisweilen scharf aufeinander prallen. Wie immer man sich hierzu stellen mag, die Tatsache als solche läßt sich nicht bestreiten. Hier aber, gerade hier hat die wahre Kameradschaft ihre Bewährungsprobe zu bestehen. Dies gilt besonders auch für politische Dinge. Gerade hier zeigt sich die Kameradschaft im gegenseitigen wohlwollenden Verständnis, das versucht, Gegensätze zu überbrücken. Wer als Soldat in einem Gespräch, das sich um einen andern, ihm aus langen gemeinsamen Diensten bekannten Kameraden dreht, diesen als «Fröntlerschwein» apostrophiert, der stellt sich damit außerhalb der großen Kameradschaft, die unsere Armee in ihrer Gesamtheit bildet. Ich greife dieses Beispiel heraus, weil ich selbst Zeuge dieses Ausspruches war. Dabei geht es mir nicht um eine Stellungnahme zu der mit diesem Ausdruck getroffenen politischen Partei, der ich weder angehöre, noch sonstwie nahe stehe. Immerhin habe ich mir sagen lassen, daß nach Durchführung einer vom General angeordneten Untersuchung gegen die sog. «frontistischen Offiziere» diese von höchster Stelle rehabilitiert worden sind.

Die obigen Ausführungen haben natürlich für alle Parteien Geltung.

Einem Kameraden, den man in langen, gemeinsam verlebten Diensten kennen und schätzen gelernt hat, der seine soldatische Pflicht je und je erfüllte, hält man bis ins kleinste unbedingte Treue. Man glaubt an ihn und baut auf ihn wie auf einen Fels. Man mag es vielleicht bedauern, daß er sich in einzelnen Bezirken des Lebens auf andern Wegen als den eigenen bewegt, aber man steht zum Kameraden trotzdem durch dick und dünn. Wenn die «Fröntlerschwein»-Mentalität in unserer Armee Schule machen sollte, dann wäre sie an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen und die Folgen wären unabsehbar.

Denn: Kameradschaft heißt Treue bis zum letzten!

-er.

IM DIENSTE DER HEIMAT

Erzählung aus der gegenwärtigen Grenzbesetzung von Fw. Eugen Mattes

(43. Fortsetzung)

Fatmes Liebe erschütterte mich. Ich wies ihr Angebot zurück und suchte mein Heimweh zu verbergen. Sie aber ließ mir keine Ruhe, wissend, daß ich mich selbst täuschte über die Macht der Sehnsucht. Ich bat sie, mitzukommen, aber sie schüttelte den Kopf:

«Ich bin der Wüste verwandt und werde es bleiben. Ich stürbe in Deiner grünen Heimat. Aber ich warte auf Dich zusammen mit unsern beiden Buben. Vielleicht werden es drei sein, wenn Du wiederkehrst. Gehe... gehe... Allah wird Dich begleiten.

So stand ich eines Morgens zur Reise gerüstet. Schwer, unendlich schwer fiel mir der Abschied von meinem Weib und meinen Söhnen, die mich mit verwunderten Augen ansahen. Schwer der Abschied von meinem Freunde Ben Mulay, der mir viel Gutes erwiesen. Aber das Schweizerheimweh ließ mich nicht mehr leben in der Wüste, trotz dem Schmerz, den mir der Abschied bereitete. So ging ich.

Colomb Bechar — Figig — Algier. Dort meldete ich mich auf dem Schweizerkonsulat, um den Paß zu erlangen. Und endlich stand ich an Deck eines italienischen Schiffes, dessen Bug die blauen Fluten des Mittelmeeres zerschnitt. Langsam versank in der Ferne die Küste Afrikas, die ich so jubelnd begrüßte, als ich sie das erste Mal sah. Wieviel Leid, aber auch Freude und Glück hatte dieses Land mir beschieden. Kaum, daß ich mich der Tränen erwehren konnte, wenn ich an Fatme dachte und an die Buben. Wie reich hatten sie mir mein armes Leben gemacht. Hätte ich doch mein Schweizerherz aus der Brust reißen können. Dieses aber sehnte sich heim. Bald, bald werde ich wiederkehren, Fatme, du beste aller Frauen.

In Genua betrat ich den Boden Europas wieder. Zum erstenmal nach 15 Jahren. Erst gedachte ich dort einige Tage zu bleiben, aber es litt mich nicht. Der nächste Schnellzug trug mich der Heimat entgegen. Es zog mich heim an allen Fasern. — Chiasso —. Welche Freude, als ich das Schweizerwappen wieder sah. Ich werde Fatme eine Schweizerfahne mitbringen, wenn ich wieder zurückkehre zu ihr.

Die Zollrevision war bald beendet und ich trat auf Schweizerboden — Heimatboden. Welch herrliches Gefühl. Ganz in der Ferne sah ich die Berge silbern leuchten und mein Herz klopfte zum Zerspringen. Bellinzona — Airolo — Göschenen-Luzern. Herrgott, wer hätte das gedacht, daß ich, der ehemalige Legionär, der Mann der Wüste, dies noch einmal erleben würde. Auch in Luzern hielt es mich nicht, von wo ich noch eine Fahrt auf das Rütli machen wollte. Heim... heim... heim..., tönte es aus meinem Innern und dieser Ruf trieb mich weiter. Und mein Vater...? Wird er seinen harten Sinn geändert haben .? Vielleicht hat er eingesehen, daß er Unsinniges von mir verlangt hatte. Und wenn er es nicht eingesehen hätte...?

Nein, das konnte nicht sein, daß ein Vater seinem Sohne so lange zürnt. Frieden machen mit ihm, wieder einmal daheim sein einige Zeit, dann wollte ich wieder zurückkehren zu Weib und Kind, aufrecht wie es einem Schweizer geziemt und nicht wie einer, der vor seiner Heimat in die Ferne flieht.

Spät abends kam ich nach Zürich, weiter konnte ich nicht mehr am gleichen Tage. Ein Hotel...? Nein...! Ich, der

Dienstbetrieb

Verehrte Freundin!

Sie haben mich bei gelegentlichen Gesprächen schon gefragt, was unter diesem merkwürdigen Begriff eigentlich alles zu verstehen sei. Ich habe versucht, Ihnen so dieses und jenes davon zu erklären, mußte wohl selber nachdenken darüber und habe allerhand zusammengeklaubt, was zu diesem Dienstbetrieb gehöre. Dabei habe ich vor allem andern festgestellt, daß es sehr schwer ist, einem «Laien», besonders noch einem «weiblichen Laien», einigermaßen klarzumachen, was darunter zu verstehen ist. Denn dieser Begriff umfaßt neben dem Greifbaren noch ein gewisses (fast möchte ich sagen...) Irrationales. Etwas, das schwerlich oder gar nicht in Worte zu fassen ist, das aber über jeder Truppe schwebt, gewissermaßen als das militärische Fluidum. Dieses ist für manchen Außenstehenden gerade das Anziehende, für manchen Beteiligten, wenigstens im Augenblick des Erlebens, das Abstoßende am ganzen Militärdienst. Zum großen Glück wirkt auch hier der Ablauf der Zeit ausgleichend, mäßigend, ja geradezu verschönernd, indem nämlich dann, wenn einmal alles vorüber sein wird, jeder im großen und ganzen nur noch an die schönen Seiten des Dienstbetriebes denkt, währenddem er im Zeitpunkt des augenblicklichen Erlebens dieses «Betriebes» öfter über seine weniger schönen Seiten herzhaft — flucht.

Am deutlichsten verspüren wir den Hauch des Dienstbetriebes in den Stunden des Einrückens in den Dienst. Der Wechsel aus dem zivilen in das soldatische Leben verdeutlicht uns am ehesten jener Augenblick, da wir uns zum ersten Male wieder anmelden: «Herr Hauptmann, Kanonier Boßhard», währenddem es früher hieß: «Gestatted Sie, min Name isch Bossert, Bossert vo Züri...» Und auch die mögliche Antwort läßt uns deutlich genug merken, daß «etwas» anders geworden ist, wenn es ziemlich barsch heißt: «Mached Sie zerscht emol de oberscht Chnopf a Ihrem Wafferock zue, me lauft nid so halbnäcktig ume...» Wen kümmerte es sonst, ob der Herr Boßhard aus Zürich alle oder keinen der Knöpfe an seinem leichten Sommerrock eingeknöpft hatte!? In einem solchen Augenblick rutschen wir alle unversehens hinüber, eben in den vielgeschmähten Dienstbetrieb.

Aber das muß so sein. Und solange es sich nur um den obersten Knopf handelt, geht es noch an. Leidergottes gibt es aber noch allerhand andere Dinge, die dazu gehören! — Der Dienstbetrieb beginnt frühmorgens bei der Tagwache. Die Aermsten dabei sind die Unteroffiziere. Zehn Minuten vor der Tagwache der Mannschaft müssen sie zum Appell bereitstehen. Rechnen Sie aus, wenn diese berüchtigte Tagwache auf fünf Uhr angesetzt ist, so heißt das für diese geplagten Unteroffiziere, daß sie um halb fünf Uhr aufstehen müssen, um zur befohlenen Zeit vollzählig versammelt zu sein... Das ist eine harte Nuß! Wenn man bedenkt, daß man nachher dasteht und zusehen muß, wie der Kanonier Meierhans seine Zähne putzt oder der Telephonsoldat hier andächtig eine urwaldbewachsene Brust und einen baumstarken Hals wäscht, Blick gen Himmel ... wenn man da bedenkt, wie herrlich es wäre, noch ein sanft ausmündendes Schläfchen zu tun, anstatt hier Maulaffen feilzuhalten oder, die Hände in den Hosentaschen, in den vielleicht grauen Morgen hinaus zu gähnen, dann stiehlt sich oft genug ein leises oder lautes, kräftiges Wort über die Lippen.

Doch auch diese Tagwache wird überstanden, weiter geht der Tageslauf des Soldaten. Das anschließende Frühturnen weckt auch die trägste Schlafmütze und bedeutend frischer und elastischer rückt die Mannschaft zum Frühstück ein. Schokolade, Käse und Brot schmecken täglich wieder gut. Motorfahrer Arnold schmunzelt und schüttet nochmals den Inhalt einer Kachel durch die gierige Kehle. Nur den letzten Schluck vergällt's ihm noch ein wenig — der Wachtmeister hat ihn gestern zum Zimmerdienst kommandiert. Er stellt die leere Kachel weg und stürmt ins Kantonnement, die Faust geballt zum Kampf um die — Kantonnementsordnung. Energisch werden die säumigen Kameraden hinausdirigiert, dann geht's los. Fenster werden aufgerissen, Wolldecken sauber abgewischt (kein Strohhalm darf mehr darauf liegen!), die Gasmasken am Fußende werden schnurgerade ausgerichtet, jeder Schlafplatz wird nochmals auf seine «Ordonnanzmäßigkeit» geprüft. Tornisterriemen werden verschlauft, Stahlhelmschilder nach hinten gekehrt, rechts vom Tornister liegen schön geordnet Zahnbürstenetui, Seifenschale und Zahnpasta, genau bündig vorne Plankenbrett... Mögen alle Heiligen des Feldweibels Ordnungswut verzeihen!! Aber nichts da, weiter geht's — der Boden wird mit Wasser gespritzt (je mehr man darauf schmeißt, um so weniger muß man wischen, — alte, militärische Weisheit!), dann mit dem Reisbesen dahinter, alles zusammengekehrt und im Laufschritt die Güselkiste geleert. Jetzt muß noch die letzte Klippe überwunden werden — die Abortreinigung. Nicht lachen, das ist ein wichtiges Geschäft. Meistens ist dieser stille Ort bis zur letzten Minute beansprucht. Die Zimmerordonnanz muß gewöhnlich noch den allerletzten Gast beinahe hinauswerfen. Dann waltet auch hier der wohltätige Besen seines Amtes und aufatmend verläßt die Ordonnanz die Stätte ihres Wirkens ..

Kaum aber ist's so weit, heißt's energisch pressieren. Auf dem Sammelplatz steht die Batterie bereit zum Frühappell. Jedermann muß da antreten und zur befohlenen Minute klöpft des Feldweibels «Achtung — Steht» die Mannschaft in den Senkel. Dann erfolgt die Arbeitseinteilung. Sie ist einfach, alle Mann, bis auf paar wenige gehen zum Bauen — Abmarsch. Nach kurzem Sturm auf die Camions ist die ganze Mannschaft verstaut und die Wagen rauschen ab.

Währenddem nun die Einheit auf den Baustellen schaufelt und pickelt, als wäre sie ein Tiefbau-Unternehmen, ist es am

---

Legionär, der sich so manchmal in der Wüste zur Ruhe gelegt, nichts über sich als den mächtigen Sternenhimmel, wollte nicht in einem engen Hotelzimmer übernachten. Ich wanderte durch die warme Frühsommernacht dem Quai entlang. Tausend Düfte stiegen aus den wundervollen Blumenbeeten der Anlagen, die ich durchschritt und vom See her roch es von Wasser. Lange hatte ich diese Gerüche nicht mehr in die Nase bekommen. Ich ließ mich auf ein Bänklein nieder und träumte in die Nacht hinaus. Unmerklich schlief ich ein. Rauhe Stimmen weckten mich. He da, was wollen Sie hier...? Die Anlagen sind kein Nachtasyl. Wer sind Sie...?

Es waren zwei Polizisten. Ich zeigte Ihnen meinen Paß. Aber das genügte nicht, ich mußte ihnen auf den Posten folgen. Ein langes Verhör über mein Woher und Wohin folgte dort. Endlich ließ man mich laufen, mit der unfreundlichen Mahnung, die städtischen Anlagen seien nicht für Uebernächtler da. Dieser unliebsame Empfang in der Heimat wurmte mich. Was wußten diese Herren von der Sehnsucht in meinem Herzen. Für sie war die Vorschrift das große Heiligtum, für mich aber die Heimat, so wie sie Gott geschaffen. Ich schlenderte durch die Stadt, bis der Morgen nahe war und ließ mir im Bahnhofbüfett ein kräftiges Frühstück geben, ehe mich der Frühzug von dannen trug... heimzu...!

Es war Sonntag und prächtig stieg der Sommermorgen herauf. Wie ein Kind staunte ich in die Welt hinaus. Dieses wunderschöne Grün tat meinen Augen unendlich wohl. Wie lange hatten sie nichts anderes gesehen, als das Gelbrot der Wüste. Und als der kleine Bahnhof meines Heimatdorfes kam, vergaß ich über dem Schauen beinahe auszusteigen. Anderthalb Stunden hatte ich zu gehen bis heim. Das war mir eben recht. Zu dieser Stunde saßen die Bauern und Bürger in der Kirche und ich konnte unbemerkt durchs Dorf gehen. Was werden sie sagen daheim...?

Aus allen Dörfern klangen die Kirchenglocken, lange hatte ich sie nicht mehr gehört. Es wurde mir so wohl und weit und ich schämte mich nicht, daß eine Freudenträne meine braunen Wangen netzte. Immer näher kam ich meinem Elternhause. Schon winkte das braune Ziegeldach durch das satte Grün der Bäume. Die ehemals staubige Landstraße, die am Hause vorüberführte, war breiter geworden und hatte einen staubfreien Belag erhalten. Ein verschlafenes Windlein trug mir den Duft der Rosen entgegen, die im Garten vor dem Hause wuchsen. Wie im Traume schritt ich weiter. Es war alles noch so wie ich es verlassen. An den Fenstern blühten die roten Geranien, wie einst, der Brunnen plätscherte im Hof, nur die Linde vor der Scheune war größer geworden. Breit und schützend streckten sich ihre blütenbedeckten Aeste über den Hof und ein süßer, betäubender Geruch ging von ihr aus. Da stand ich meinem Bruder gegenüber, der mit einem großen Reisbesen den gepflästerten Hof kehrte. (Fortsetzung folgt.)